



Tessiner Zeitung

Freitag 23. April 2010

Seit 1908, früher **Südschweiz**

erscheint wöchentlich



ABONNEMENTS 091 756 24 00



Seite 3

Ti-Press

DAS PORTRÄT



Monika Gmür

Sie wagt ein neues Leben im Maggiatal

Seite 5

- **Leihbibliothek Ascona**
Bücherhort wird zum Eventort – auch für Deutschsprachige
● Seite 8
- **Unterschriftensammlung**
Gegen Beteiligung an der Kohle formiert sich Widerstand
● Seite 7

TzMagazin



● **Operette**
"Dollarprinzessin" kommt in Deutsch auf unsere Bühnen

Seite 17

● **Kunstform**
Tanzfest belebt das Wochenende

Seite 22



● **Kulinarische Ausflüge**
Gastronomische Erlebnisse am Monte San Giorgio

Seite 26



MONIKA GMÜR



Wenn sie vom **Auswandern** spricht, ist das nicht nur wörtlich, sondern auch sinnbildlich gemeint. Monika Gmür – die Tochter des Theaterautors und Regisseurs Hans Gmür – findet gern Metaphern für die wichtigen Etappen ihres Lebens. So jedenfalls erklärt sie es mit ihrem typischen Lächeln – und Lachen

SIE WAGTE DEN GROSSEN SCHRITT

von Ingrid Weissbach

Am Zürichsee ist sie geboren, hat dort lange mit ihrem ehemaligen Mann und den Kindern gewohnt. Seit Dezember 2008 besitzt Monika Gmür die „Casa Martinelli“ im Dorf Maggia im Valle Maggia – ein stolzes Bürgerhaus mit einer 300-jährigen Geschichte, unterhalb der beeindruckenden Kirche mit ihren 100 Stufen und nahe eines gewaltigen Wasserfalls. Das Tessin musste es sein – es war ein jahrelanger Traum von ihr, hier ein kleines Hotel mit Veranstaltungen zu kreieren. Und – sie ist tatsächlich ausgewandert: zu Fuss und über die Alpen!

Von Männedorf bei Zürich zu ihrem neuen Domizil. Zunächst auf dem Jakobsweg bis nach Einsiedeln, und dann über die Teufelsbrücke und den Gotthard. „Weisst du“, sagt sie, „es ist abenteuerlich auf der alten Passstrasse. Es gibt Schluchten und Brücken, bei denen man sich besser nicht umschaute, sonst würde man nicht weiter gehen. Aber so ist das eben. Wenn man mit 55 einen so grossen Schritt wagt, dann könnte das Zurückschauen leicht das Weitergehen in Frage stellen.“

Neun Tage lang wanderte sie, mit Übernachtungen in kleinen Pensionen und Hotels, über die Alpen, wie einst Hannibal, und sie schrieb Tagebuch über die wichtigsten „inneren Etappen“. „Naja“, gesteht sie etwas verschämt, „kurz vor Lavorgo, am späten Nachmittag, habe ich die Wanderung erst mal unterbrochen. Es war kalt und neblig. Ich war durchnässt. Am Bahnhof musste ich feststellen, dass bloss einmal täglich ein Zug in Lavorgo hält – morgens um 7 – und so fuhr ich mit dem Postauto zu meinem neuen Zuhause im Maggiatal. Zwei Tage später beendete ich meine ‚Auswanderung‘ zu Fuss von Locarno bis zu meiner Casa Martinelli in Maggia.“ Auf diesem schöneren und letzten Teil spielte die Sonne dann wieder mit. Dann erst hatte sie das Gefühl, wirklich im Tessin, in ihrer neuen Wahlheimat angekommen zu sein, hier, wo sie sich ihren Traum verwirklicht.

„Wie das mit der Liebe ist?“ – sie beantwortet meine Frage mit einer Gegenfrage und erzählt die Geschichte ihrer Ehe: unsentimental, ehrlich, den Ex-Mann und die gewesene Liebe wertschätzend; das macht sie sympathisch, die Geschichte der Trennung. Die üblichen Fragen bleiben nicht unbeantwortet: Ja, es war Liebe, und sie haben sich getrennt, weil sich jeder von ihnen in eine andere Richtung entwickelt hatte, die nicht mehr miteinander zu vereinbaren waren. Alte Muster eben, die zum Neuen nicht mehr taugten – das komme vor im Leben, deshalb müsse man einander nicht verletzen. Und sie hätten die Trennung beide gewollt. Die Vertrautheit aber sei geblieben, das Sich-helfen, wenn man einander brauche, auch bei den Arbeiten in der Casa Martinelli sei der Ex-Mann eine gross-

se Stütze. Also keine Bitterkeit – im Gegenteil.

Das Telefon klingelt, eine vertraute männliche Stimme. Nicht ihr Ex. Ein anderer Mann. „Nein, weisst du, wir sind nicht zusammen. Aber – auch wenn sich das etwas pathetisch anhört: Diesen Mann, diesen Tessiner, liebe ich sehr, auch wenns schwierig ist.“ Obwohl sie Verwandte und Freunde in ihre Überlegungen und Handlungen mit einbezieht, umsetzen will sie ihren Traum allein. Nur allzu schnell verliere man Freunde mit vermeintlichen geschäftlichen Partnerschaften. Dieser Preis sei ihr zu hoch. Die Casa Martinelli – das soll ihr eigenes Wagnis sein. Daran will sie sich messen. Und sie möchte Gastgeberin sein. Veranstaltungen machen, Vernissagen, Lesungen, Konzerte, ein paar Hotelzimmer: klein aber fein. Das Tessin hat sie schon immer geliebt. Schon früher kam sie mit den Eltern hierher in die Sommerferien. Es gab den Duft der Wiesen, die langen Sommernächte, in denen man so lange draussen spielen konnte – und die Eltern, die hier immer gute Laune hatten. Das Klappern der Schreibmaschine begleitete sie bis in den Schlaf. Der Vater, Hans Gmür, schrieb Stücke für das Theater. Sein Herz war gross, sein Haus war offen, die Freunde intellektuell und weltläufig.

Sie sei eine „Vatertochter“, sagt Monika Gmür, und Emanzipation

Es gibt Schluchten und Brücken, bei denen man sich besser **nicht umschaute**, sonst würde man nicht weitergehen. Aber so ist das eben. Das Zurückschauen könnte leicht das Weitergehen in Frage stellen

wäre nie ein Thema für sie gewesen. Sie habe sich schon immer emanzipiert gefühlt, weil sie so aufgewachsen sei. Zwar lebte sie Ende der 60er Jahre, wie so viele Intellektuelle ihrer Zeit, in einer WG, glaubte daran, dass man alles mit allen teilen müsse und alle Menschen gleich wären. So gab sie, die in einer Werbeagentur arbeitete, ihren gesamten Lohn, während ihre Mitbewohner, die Studenten waren, sehr viel weniger in die Kasse geben konnten. Aber für sie war das normal – damals, sagt sie und lächelt wieder. Heute wäre das sicher anders. Dennoch, diese Zeit sei schön gewesen. Sie bereisten in einem kleinen Bus Länder wie Bulgarien, Jugoslawien und die Türkei, diskutierten über den Sozialismus. Eine richtige Feministin sei sie nie gewesen. Auch später nicht, als sie schon verheiratet war und die zwei Mädchen kamen. Sie lebe die Emanzipation jeweils da, wo sie am Platze sei.

„Weisst du“, sagt sie, „ich habe die anderen Mütter nie verstanden, die sich in ihrer Rolle nicht gewürdigt fanden. Für mich war das Hausfrauendasein ein Job, den ich zu erfüllen hatte, und ich habe meine gesamte Kreativität da hinein gegeben. Ich habe mit Zutaten aus biologischem Anbau gekocht, und mein Ordnungs- und Finanzsystem glich dem eines Kleinunternehmens. Und da ich sowieso mittags für meinen Mann und die Kinder kochte, habe ich gleich für seine Kollegen mit gekocht. – Er hat einen kleinen Handwerksbetrieb, und so waren einmal am Tag rund um den Tisch alle Kollegen versammelt: Gespräche über Politik, Wirtschaft oder Kultur mit Erwachsenen waren eine Abwechslung, und ich hatte somit nicht nur den ganzen Tag mit meinen kleinen Analphabeten zu tun. Meine Freundinnen haben sich aufgeregt und gesagt, wie kannst du so herabwürdigend über deine Kinder sprechen.“ Monika Gmür schmunzelt hinter ihrem Prosecco-Glas und sagt: „Natürlich habe ich meine Kinder nicht herabgewürdigt, aber kleine Kinder können nun mal noch nicht lesen und schreiben.“

Diese Episode in ihrem Leben berührt. Es gehört Selbstbewusstsein dazu, die eigenen Kleinen „Analphabeten“ zu nennen – unspektakuläres, bodenständiges weibliches Selbstbewusstsein, das seinen Anspruch formuliert, trotz Mutterschaft an der Gesellschaft teilzunehmen. Das tat sie dann auch, sobald die Kinder gross waren: „Klassenzimmer in der Natur“ hiess ihr Kurskonzept für Frauen und Erwachsene. Dabei arbeitete sie zum ersten Mal intensiv mit Metaphern, die die Natur für alle bereit hält. „Ich möchte die Dinge ändern, die ich ändern kann, die Dinge hinnehmen, die ich nicht ändern kann, und ich möchte die Weisheit besitzen, das eine vom anderen zu unterscheiden“, zitiert sie das bekannte Christenwort. Und es hört sich an, als wäre ihr dieses Motto auf den Leib geschneidert.

